

# EWN

Entsorgungswerk für  
Nuklearanlagen



# Pressespiegel

11.07.2024

# Inhalt

## EWN

### 1 | **Optimismus Ost**

*Ostsee-Zeitung - Rostocker Zeitung, 11.07.2024* ..... 3

### 2 | **Dachschaden im Atomklo**

*sueddeutsche.de, 10.07.2024* ..... 5

 Ostsee-Zeitung - Rostocker Zeitung | 11.07.2024 | S. 8

 Auflage: 23.530 | Reichweite: 79.409

 Andreas Niesmann

## Optimismus Ost

### Die jungen Bundesländer profitieren von der Zeitenwende - Wirtschaft wächst stärker als die im Westen

Mit Vermutlich gibt es keinen Ort in Deutschland, an dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Energieversorgung so eng beieinanderliegen wie im Hafen von Lubmin. Gerade einmal sechs Schiffe können an den Kaimauern festmachen. Südlich der Anlegeplätze erhebt sich die bröckelnde Ruine des früheren DDR-Kernkraftkombinats „Bruno Leuschner“. 1990 wurden die vier Reaktorblöcke abgeschaltet, seit fast 30 Jahren läuft der Rückbau.

Vergangenheit: Nur ein paar Meter weiter glänzen baumdicke Rohre silbrig in der Sonne. Durch sie strömte einst das Gas aus den Feldern Sibiriens, ehe Russland im Sommer 2022 der Nordstream-Pipeline den Hahn zudrehte. Inzwischen fließt das Gas wieder, allerdings wird es heute mit gewaltigen Tankschiffen angelandet. Ein gutes Jahr lang wurden die im Hafen von Lubmin entladen, inzwischen machen sie am neuen Flüssiggasterminal im Hafen von Mukran auf Rügen fest.

Gegenwart: Nun soll kräftig umgebaut werden. Die Deutsche Regas, die auch das Rügener Terminal betreibt, will den Hafen Lubmin zur Drehscheibe für Wasserstoff ausbauen. Ein schwimmendes Terminal und gewaltige Tanks für flüssiges Ammoniak sind in Planung, ein großtechnischer Cracker soll die Chemikalie in ihre Bestandteile Wasserstoff und Stickstoff zerlegen. Der Wasserstoff soll dann in die Leitungen strömen, durch die heute noch das Erdgas fließt.

Zukunft: Wenn Stephan Knabe über all das spricht, kommt er aus dem Schwärmen nicht mehr heraus. „Lubmin wird eine zentrale Drehscheibe für die Energieversorgung von Deutschland“, sagt der Regas-Geschäftsführer. Der Ort eigne sich wie kein zweiter dafür, denn die Leitungen in Richtung Süden seien ja bereits da. Die Firma Gascade, die das deutsche Fernleitungsnetz betreibt, will im kommenden Jahr erste Abschnitte auf Wasserstoff umstellen. „Flow“ haben sie das Projekt getauft.

Knabe sagte es nicht so laut, aber es gibt noch einen zweiten Grund, warum Lubmin für ihn der perfekte Standort ist: Er hat wenig Widerstand zu fürchten. Anders als im touristisch geprägten Rügen, wo die Proteste gegen das Flüssiggasterminal gewaltig waren, ist man in Lubin an Großindustrie gewöhnt. Erst die Kernkraft, dann das Erdgas, künftig der Wasserstoff. „Der Ort atmet Energie“, sagt Knabe.

Weil das so ist, und weil die Flächen um das ehemalige Kernkraftwerk brachliegen, hat er sie gleich gekauft, um dort auch noch einen gewaltigen Elektrolyseur zu errichten. „Wir wissen heute noch nicht, welcher Weg wirtschaftlicher ist: Import oder Produktion vor Ort“, sagt der Unternehmer. Also macht er beides. Sicher ist sicher.

Carsten Schneider freut sich, wenn er solchen Enthusiasmus hört. „Hier entsteht etwas“, sagt der Ostbeauftragte der Bundesregierung in dieser Woche bei seiner Sommerreise durch Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. „Die Dynamik, auf die wir lange gewartet haben, ist nun unzweifelhaft da.“ Dynamik, das ist etwas, das lange nicht mit Ostdeutschland verbunden worden ist. Im Gegenteil. Wenn vom Osten die Rede war, ging es immer vor allem um die Abwicklung der Industrie, den Strukturwandel, den Niedergang. Doch das ist ein Bild aus der Vergangenheit.

Inzwischen zieht es immer mehr Unternehmen nach Ostdeutschland, darunter Weltkonzerne wie Tesla, Intel und den taiwanischen Chipfertiger TSMC. Die Verfügbarkeit erneuerbarer Energie spielt bei der Entscheidung eine Rolle, der Platz, und auch die Fördermilliarden des Staats. Das Münchner Ifo-Institut hat in dieser Woche Zahlen veröffentlicht, wonach die Wirtschaft im Osten deutlich schneller wächst als im Rest der Republik. Um 1,1 Prozent soll die ostdeutsche Wirtschaftsleistung in diesem Jahr zulegen, Gesamtdeutschland bringt es nur auf mickrige 0,4 Prozent. Im kommenden Jahr soll der Osten gar um 1,5 Prozent wachsen, für das gesamte Land sehen die Ökonomen

ein Plus von 1,1 Prozent.

Zwar ist der Nachholbedarf enorm und der Weg zur Angleichung weit, außerdem gibt es Sondereffekte wie die Exportabhängigkeit der Westindustrie und die stärkeren Erhöhungen der Ostrenten. Dennoch ist der Befund eindeutig: Der Osten holt auf.

Natürlich gefällt dem Ostbeauftragten Schneider diese Erzählung, und natürlich will er sie befeuern, in dem er bei seiner Reise vor allem Orte besucht, die für die neue Zuversicht stehen. Paradoxerweise sind das häufig die gleichen, die nach dem Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine eine ausgesprochen schlechte Perspektive hatten. Orte wie die Pipeline-Anlandestation in Lubmin, oder wie die PCK-Erdölraffinerie im brandenburgischen Schwedt. Die Entscheidung der Bundesregierung, zum Januar 2023 russische Erdöllieferungen zu boykottieren, hatte dort Panik ausgelöst. Bei Kriegsausbruch in der Ukraine war die Raffinerie zu 100 Prozent abhängig von Lieferungen aus Russland, das Rohöl kam über die Pipeline „Druschba“.

Inzwischen kommt kein Tropfen mehr von dort, die Auslastung der Anlage liegt dennoch bei rund 80 Prozent. Die Versorgung läuft heute zu zwei Dritteln über den Hafen von Rostock und zu einem Drittel über Dan-

zig und Kasachstan, wobei Teile der „Druschba“-Röhre genutzt werden. Die Raffinerie ist heute so aufgestellt, dass sie Öl unterschiedlichster Eigenschaften aus der ganzen Welt verarbeiten kann. Sie sind da ein bisschen stolz drauf in Schwedt.

Als nächstes soll die Pipeline bis nach Rostock ausgebaut werden. 400 Millionen Euro stellt der Bund dafür bereit, aber noch fehlt die Genehmigung der EU-Kommission. Die müsse jetzt bald kommen, fordert Raffineriechef Ralf Schairer, es gehe um Planungssicherheit. Wichtiger noch ist eine Antwort auf die Frage, was mit dem unter Treuhandverwaltung stehenden Gesellschaftsanteil des russischen Ölmultis Rosneft geschehen soll. Man werde dafür eine Lösung finden, versprechen Schneider und der ihn begleitende Wirtschaftsstaatssekretär Michael Kellner (Grüne).

Dann soll es auch in Schwedt losgehen mit dem Umbau der Raffinerie in Richtung Wasserstoffwirtschaft. „Wir haben die Flächen, wir haben das Wissen, und wir haben die Leute“, sagt Schairer. So sieht er aus, der neue Optimismus Ost.

#### **Zitat-Text:**

**„Die Dynamik, auf die wir lange gewartet haben, ist nun unzweifelhaft da.“ - Carsten Schneider, Ostbeauftragter der Bundesregierung**

## ENDLAGER ASSE II

## Dachschaden im Atomklo

**Im Endlager Asse scheint Wasser zu versickern – bloß wohin? Die Sorge wächst, dass das Bergwerk absaufen könnte, bevor der Atommüll geborgen ist. Umweltministerin Steffi Lemke spricht beim Besuch von einer „Riesensauerei“.**

**Remlingen** – Leise plätschert das Wasser ins Endlager, viel zu leise. 658 Meter unter der Erde, die Luft ist heiß und trocken. Hinter Wänden aus Salz verbergen sich hier, in der Schachtanlage Asse II, fast 126 000 Fässer mit radioaktivem Müll, verrostet, verbeult, teils mit unbekanntem Inhalt. Und dass hier, auf der 658-Meter-Sohle, nur noch 40 Meter Wasser pro Stunde ankommen, und nicht 400, das ist unter den vielen Problemen hier unten das neueste. Auch das größte?

„Panik bringt uns auch nicht weiter“, sagt Thomas Lautsch. Er ist der Ober-Ingenieur hier unten, ein Mann mit trockenem Humor. Seit 1988 schon kämpfen sie in dem Salzstock in der Nähe von Wolfenbüttel mit dem Wasser, das von irgendwo her eindringt. Aber jetzt haben Lautsch und seine Leute eine ganz neue Aufgabe: Sie suchen nach Wasser. Irgendwie ist es verschwunden. Und das verheißt gar nichts Gutes.

### Der Müll soll 2033 weg. Was, wenn er davor absäuft?

Auf der 658-Meter-Sohle jedenfalls kamen jahrelang zuverlässig zehn Kubikmeter davon an, jede Stunde. Eine drei Zentimeter dicke Folie fing das Wasser auf, leitete es in Tanks, aus denen es irgendwann an die Erdoberfläche gepumpt wurde. Im vorigen April aber änderte sich alles. Auf dieser Ebene nahm der Zustrom rapide ab, auf der 725-Meter-Ebene nahm er zu. Das Wasser schien weiterzufließen – nur kam unten nicht alles an, was oben fehlte.

Zwischen 2000 und 3000 Liter sind es derzeit täglich, irgendwo auf dem Weg müssen sie versickern. Und Salz ist wasserlöslich. Das Wasser nagt also auch an der Stabilität des Bergwerks, Tropfen für Tropfen, Liter für Liter. Ein Rennen gegen die Zeit lief vorher schon in der Asse. Jetzt wird es noch heikler.

Zwischen 1967 und 1978 war in der Asse offiziell die Endlagerung erforscht worden. Faktisch aber entstand hier eine der billigsten Möglichkeiten, sich des radioaktiv schwach- und mittelaktiven Abfalls zu entledigen, wie er in Versuchsreaktoren, bei Atomkonzernen und in der Medizin anfiel. Die Fässer wurden gestapelt, abgeworfen, hineingepresst. Strahlenschutz spielte dabei keine große Rolle, es galt schlichtes Bergrecht. Erst vor knapp 20 Jahren wurde ruchbar, was sich dort unten anbahnte: eines der größten und teuersten Umweltprobleme der Republik.

Der Müll soll jetzt wieder hoch an die Oberfläche, seit 2013 gibt es dafür Gesetze, 2033 soll die Operation beginnen. Geschätzte Kosten nach aktuellem Stand: 4,7 Milliarden Euro. Was aber, wenn der Schacht vorher absäuft? Wenn sich das Wasser neue Wege durch das Salz bahnt, und sein Zustrom noch zunimmt? Wenn aus kaputten oder verrosteten Fässern Radioaktivität in die Umwelt entweicht?

### Der Ort sieht inzwischen aus wie eine Touristenattraktion

Straßen winden sich in der Tiefe durch den Berg, hinein gefräst ins Salz. Eine dieser Straßen führt Lautsch, technischer Geschäftsführer der Bundesgesellschaft für Endlagerung (BGE), fast direkt unter die Stelle, an der das Wasser fehlt. Unter den Schuhen knirscht das Salz. Binnen zehn Tagen haben die Bergleute hier kürzlich einen 50 Meter langen Hohlraum geschaffen. An seinem Ende ist das Salz nicht mehr fest wie Stein, es wurde hier einst nur in eine leere Kammer gefüllt. „Hier wird jetzt gebohrt“, sagt Lautsch. Lauter kleine, tiefe Bohrungen. In der Hoffnung, dass eine davon endlich Wasser findet. Dann wäre man dem Problem schon ein Stück näher.

Das Problem – für Lautsch ist es wie ein Haus mit

Dachschaden. „Da hatten wir bisher einen Eimer unter dem Loch“, sagt er. „Aber jetzt läuft das Wasser am Eimer vorbei.“ Stattdessen werde es nun im Erdgeschoss aufgefangen, was aber auch noch nicht so schlimm sei. „Die Kartoffeln sind ja erst im Keller.“ Geht es nach Lautsch, dann findet sich sicherheitshalber aber schon im ersten Stock ein neuer Platz für den Eimer. Seine Kartoffeln, das sind die Kammern mit ihren Fässern. Von dem Ort, an dem das Wasser nun austritt, der 725-Meter-Sohle, sind sie nur noch 25 Meter entfernt, steil nach unten.

Dort, in 725 Meter Tiefe, blickt nun Steffi Lemke in eine Welt aus Stalaktiten. Die grüne Umweltministerin ist in die Asse eingefahren, um sich das Problem aus der Nähe anzusehen. „Kein schöner Anlass“, sagt sie. Dabei sieht der Ort aus wie eine Touristenattraktion: Seit das Wasser hier unten angekommen ist, kurz vor dem Keller, wirkt die Asse streckenweise wie eine Tropfsteinhöhle. Ob denn das Wasser wirklich nicht weiter-sickern könne, will Lemke wissen – doch Lautsch wiegelt ab. Der Untergrund hier, die „Schwebe“, sei um die zwölf Meter dick, gewachsenes Salz. „Aber das kann natürlich Risse haben“, sagt Lautsch noch. Akute Gefahr bestehe aber nicht, alles Weitere müsse man sehen. Lemke blickt besorgt.

So ähnlich haben vor ihr schon viele Umweltminister geschaut. Peter Altmaier von der CDU nannte die Asse 2012 „eine offene Wunde“. Barbara Hendricks, SPD, versprach besorgten Anwohnern 2014, den Atommüll auf jeden Fall herauszuholen – und gab ihnen gleich auch zu verstehen, dass das vermutlich keiner von ihnen erleben werde. Ist aber auch schon wieder zehn Jahre her.

Und auch Lemke strandet auf dem Weg zum Schacht diesen Mittwoch erst einmal bei einem Häufchen demonstrierender Anwohner. „Die Abfälle müssen hier raus“, sagt sie. Das Ganze sei „eine Sauerei, eine Riesensauerei“. Aber besänftigen kann sie in und um

Remlingen, wo die Schachtanlage steht, niemanden mehr.

### **Das Problem: Es gibt noch immer kein anderes Endlager**

Stunden, bevor Lemke in die Tropfsteinhöhle blickt, hat sich Andreas Riekeberg schon an der Einfahrt zur Schachtanlage postiert. Ein Campingtisch mit Kaffee und Kuchen steht bereit, auch das große „A“ haben die Demonstranten schon zusammengesteckt, aus gelb gestrichenen Regenrohren – es ist das Zeichen der Endlagerproteste. „Dass wir 2024 hier immer noch stehen, und kein einziges Fass herausgeholt wurde – das ist unglaublich“, sagt Riekeberg, der Pfarrer im nahen Wolfenbüttel ist. „Zehn Jahre ist hier nichts passiert.“ Er frage sich, sagt er noch, wer hier eigentlich den Masterplan habe.

Aber die Leute hier haben noch etwas anderes auf dem Herzen: das Zwischenlager. Denn wenn die Fässer tatsächlich geborgen werden, und wenn das ganze Bergwerk nicht vorher absäuft – wohin dann damit? Um große Transporte zu vermeiden, würde die BGE gerne riesenhafte Hallen errichten, gleich neben der Schachtanlage. Doch die wenigsten hier sind damit einverstanden. „Das ist der Müll der Bundesrepublik“, ruft eine ältere Demonstrantin, „nicht unserer!“

Eine Begleitgruppe, über die eigentlich Bürger und Kommunen beteiligt werden sollten, ist an dieser Frage zerbrochen, und auch sonst wirkt das Verfahren wie ein Menetekel für die nächste große Baustelle: die Suche nach einem neuen Endlager. Das fehlt auch für die Abfälle aus der Asse. Und auch das müssen Bürger irgendwo hinnehmen. Aber ausgerechnet hier? Niedersachsens Umweltminister Christian Mayer hat sich schon auf die Seite der Seinen geschlagen. Wenn der Asse-Müll geborgen und neu verpackt sei, „dann muss er in ein vorhandenes Zwischenlager“, findet der Grüne. „Am liebsten in Süddeutschland.“